

Nina Gorgus

Ausstellungen

An der Stelle, wo sich heute das 2017 eröffnete Ausstellungshaus des Historischen Museums Frankfurt (HMF) befindet, stand bis 2012 ein Gebäude im Stil des Betonbrutalismus. 1972 wurde hier eine Dauerausstellung eröffnet, die sehr breit und kontrovers diskutiert wurde. Es sollte „eine Bildungsstätte für alle Schichten“ entstehen; ein Ort für „interessante Entdeckungen, Begegnungen und Auseinandersetzungen“, wie es das Museum beschrieb. Nicht so sehr Objekte standen im Mittelpunkt, sondern Texte, die die Objekte in einen gesellschaftlichen Zusammenhang stellten und die Stadtgeschichte nicht aus der Perspektive der Herrschenden präsentieren wollten, sondern aus der Sicht der werktätigen Klassen. Als Weiterentwicklung dieses Ansatzes führten die Kurator*innen 1980 mit der Ausstellung zu *Frauenalltag und Frauenbewegung im 20. Jahrhundert* partizipatorische Strategien in die Museumsarbeit ein. Im Vorfeld waren interessierte Personen eingeladen, über Konzept und Objektauswahl zu diskutieren. Auch Erinnerungen von Zeitzeug*innen flossen in die Kuration ein; die Ausstellung wurde zum Ort, um gesellschaftliche Debatten zu verhandeln. Dass das Museum offensiv nicht als „neutraler Ort“ auftrat, führte zu kontroversen Diskussionen. Diese Ausstellung und die Dauerausstellung agierten schon im Sinne einer „Kontaktzone“ (James Clifford), als ein Forum für den sozialen Diskurs.

Heute hat das HMF einige der Ideen weiterentwickelt und partizipatorische und inklusive Strategien ins Leitbild übernommen. Es hat den Fokus darauf gerichtet, als Plattform für den Austausch zu dienen und lädt die Stadtgesellschaft explizit ein, ihre vielfältigen Perspektiven auf die Stadt mit anderen zu teilen. In erster Linie geschieht das im Stadtlabor seit 2010. Zunächst als Pop-up-Ausstellung an unterschiedlichen Orten in Frankfurt unterwegs, bespielt das Stadtlabor seit der Eröffnung des Ausstellungshauses 2017 einen Großteil der Ausstellungsfläche der Galerie *Frankfurt Jetzt!*. Das Stadtlabor unterscheidet sich von klassisch kuratierten Ausstellungen dadurch, dass diese Schauen in mehreren Workshops in *Co-Creation* von Vertreter*innen der Stadtgesellschaft gemeinsam mit dem Museumsteam und

externen Gestalter*innen erarbeitet werden; es geht um geteilte Expertisen. In dem durchschnittlich über zwölf Monate dauernden Prozess beteiligen sich jeweils zwischen 50 bis 300 Personen an Themenschärfung, Recherchen, Konzeptentwicklung, Überlegungen zur Präsentation und Textworkshops. Der Beginn ist zumeist ein offener Aufruf; für einzelne Projekte werden auch Bürger*innen oder *communities* direkt angesprochen, um möglichst viele Gruppen der Stadtgesellschaft zu erreichen. Die Themen werden im Haus entwickelt oder auch von außen herangetragen. Die Spielregeln für die Zusammenarbeit werden in einem Leitfaden festgehalten, der für alle transparent vermittelt wird.

Für die Ausstellungen heißt das: Sie werden zur Plattform für Multiperspektivität und Diversität. Das geschieht nicht ohne Konflikte und ist jedes Mal ein Aushandlungsprozess, der viele Ressourcen benötigt. „Beziehungen zu und zwischen Teilnehmer*innen werden aufgebaut und gepflegt, Befindlichkeiten berücksichtigt, demokratische Prozesse gestaltet und eine Willkommenskultur gelebt“, so beschreibt Susanne Gesser das Vorgehen, neben Angela Jannelli eine der beiden ständigen Kuratorinnen. Am Ende eines Stadtlabors können auch andere Produkte wie ein Film, eine thematische Sommertour durch Frankfurt oder ein Sammlungs-Check stehen. Darüber hinaus können im Stadtlabor digital, einer kartenbasierten Webanwendung, Interessierte Beiträge zu ihrer Stadt wie Fotos, Videos, Audios oder Texte teilen.

Mittlerweile werden im HMF partizipative Formate auf unterschiedlichen Beteiligungsebenen auch in den anderen Ausstellungen genutzt, wie etwa die Thementour *Blickwechsel – dem Rassismus auf der Spur* in der Dauerausstellung *Frankfurt Einst?*. Oft erfolgt die Partizipation nicht im Vorfeld der Ausstellung, sondern erst in den Ausstellungen selbst. Die Besuchenden können als Beitragende Kommentare in Schriftform hinterlassen, Orte in Karten ergänzen oder über Fragen abstimmen. Der Austausch findet nur während der Laufzeit der Ausstellung statt, während die Inhalte der Stadtlabor-Ausstellungen mit Broschüren dokumentiert werden und sich so die externen Perspektiven verstetigen. Das ganze Museum öffnet sich zunehmend in und für die Stadtgesellschaft und damit auch EKW-Perspektiven.

Die Stadtlabor-Ausstellungen unterscheiden sich auf den ersten Blick nicht von anderen Ausstellungen: Es werden Objekte, Texte oder Medien im Raum in einem Narrativ inszeniert; die Gestaltung ist professionell. Natürlich ist auch eine Stadtlabor-Ausstellung ein Ort der Verhandlung der Repräsentationen von bestimmten Gruppen und Themen. Doch es ist nicht die Institution allein, die hier durch die Ausstellung spricht – es sind viele Protagonist*innen beteiligt. Die Beteiligung wird thematisiert und transparent gemacht. Auch auf der Vermittlungsebene wird eher der Dialog gesucht, um den Besucher*innen die unterschiedlichen Blicke auf ein Thema zu verdeutlichen.

Die Ausstellungen werden auf diese Weise zum Ort der Produktion von Wissen, doch nicht nur das: Sie erfahren eine relevante Erweiterung. Andere Wissensformen

als wissenschaftliches oder universitäres Wissen werden integriert und weiterentwickelt. Handlungswissen, Erfahrungswissen, lokales Wissen und vieles mehr fließt in die Inhalte ein. Die kuratorische oder institutionelle Deutungshoheit wird geteilt und die Mastererzählung in viele Narrative fragmentiert: Das Museum wird subjektiv. Genau in diesem Dazwischen, also in der Begegnung unterschiedlicher Wissensordnungen, liegt das Potenzial. Bernhard Tschofen verwendet dafür den Begriff der „trading zone“ verstanden als Koproduktion von Wissen durch Interaktion unterschiedlicher Akteur*innengruppen. Ausstellungen wie das Stadtlabor werden so zu einem Wissensreservoir, das sich ständig erneuert. Dessen Bedeutung ist allen Beteiligten bewusst, wie das Statement einer Stadtlaborantin zu einem Stadtlabor über Rassismus 2021 deutlich macht: „Mein Eindruck ist, dass sich eigentlich die ‚großen‘ gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse (Deutungshoheit, Zugang zu Ressourcen und Entscheidungen, persönliche Interessen und biographische Verletzungen usw.) bei uns im ‚Kleinen‘ widerspiegeln.“

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.11>